

„Es ist alles anders, als du es dir denkst“ – geradezu trivial klingen die ersten Worte dieses titellosen Gedichtes von Paul Celan aus dem Gedichtband *Die Niemandsrose* (1963). Sie sprechen eine alltägliche Lebenserfahrung aus, etwas, das wohl jeder schon einmal erlebt hat: Die Dinge sind nicht immer so, wie sie auf den ersten Blick aussehen, wie es unser Vor-Urteil immer schon zu wissen meint, wie man es sich eben denkt, ohne genauer darüber nachzudenken. Wobei der Widerruf – „es ist alles anders“ – ebenso eine gute wie eine schlechte Nachricht sein kann. „Nein, es ist doch alles gar nicht so schlimm“, kann er bedeuten; aber auch: „Nein, es ist noch viel schlimmer“. Vielleicht meint er jedoch einfach nur, jenseits von Gute und Böse sozusagen: Es könnte alles *schlechthin anders* sein, für jeden unterschiedlich, zu jeder Zeit und an jedem Ort. Damit eröffnet das Gedicht aus dem vierten Teil der *Niemandsrose*, dessen erster Entwurf unter dem Titel *Pariser Elegie* vom 5. Juni 1962 stammt, einen Möglichkeitsraum, in dem nichts ein- für allemal so sein muss, wie es scheint oder gedacht wird. Auf dem gemeinsamen Weg durch diesen Raum hindurch begegnen wir – denn von einem „ich“ und einem „du“ ist von Anfang an die Rede – bekannten Personen, Orten, Gegenständen, Zitaten und Namen in einem neuen und unerwarteten Zusammenhang: „es ist alles anders“.

Als erstes treffen wir bei unserem Gang mit dem und durch das Gedicht möglicherweise Friedrich Hölderlin. In einem seiner bekanntesten Gedichte, *Hälfte des Lebens* (entstanden zwischen 1799 und 1803) – das seine Berühmtheit sicherlich der gedämpften Midlife-Crisis-Stimmung verdankt, die noch der lyrisch unempfindsamste Leser erspüren kann, – ist die Rede von „Fahnen“, die vor „sprachlosen“ Mauern „im Winde klirren“; ein Bild, das frösteln macht in seiner sprachlichen Starrheit. Ähnlich, aber doch anders ist es bei Celan, der zur Zeit der Niederschrift von *Es ist alles anders* mit 42 Jahren ebenfalls in der „Hälfte des Lebens“ steht: „die Fahne weht noch“, die „kleinen Geheimnisse sind noch bei sich, / sie werfen noch Schatten“. Das Leben ist nicht im Winter erstarrt, die Sprache noch nicht erkaltet und erlahmt, trotz der furchtbaren Erfahrungen des 20. Jahrhunderts im Allgemeinen und Persönlich-Besonderen, die Celan in allen seinen Gedichten immer wieder beschreibt und die ihn wiederholt an den Rand des Verstummens und Erstarrens kommen lassen.

Gleichwohl: Der Tod ist auch in diesem Gedicht unmittelbar gegenwärtig. Die „Silbermünze“, die die Toten in der antiken Mythologie bei ihrer Reise über die Lethe, den Fluss des Vergessens, in die Unterwelt im Mund tragen, schmilzt jedoch bereits. Die Zunge kann damit weiter sprechen und die Erinnerung bewahren. An dieser Stelle, sei es diesseits oder jenseits der Lethe, wartet ein guter Bekannter Celans auf uns: der russische Dichter Ossip Mandelstam, dem Celan die *Niemandsrose* gewidmet hat – „der Name Ossip kommt auf dich zu“. Das Gedicht ist nicht nur mit seinem Namen „geschmückt“ (vom „namengeschmückten Lied“ ist in einem Gedicht Mandelstams die Rede, das Celan übersetzt hat: *Der Hufeisenfinder*) –, sondern auch mit einem Gegenstand aus dessen russischen Heimat assoziiert, der weißen Birke, *betula alba*. Mandelstam ist Celan verwandt und vertraut, von seiner Lyrik und seinem persönlichen Schicksal her; so sehr vertraut, dass er mit ihm nach dem Muster dunkel erinnelter Kinderreime Armen, Hände und Namen tauschen kann – dein Gedicht ist mein Gedicht, deine Hand schreibt meine Texte, „du hast / wieder, was dein ist, was sein war“. Das Gedicht ist das „Unterpfand“ dafür, dass in der Sprache die Erinnerung lebt; es weist aber nicht nur einen Weg zurück in die gemeinsame Vergangenheit, sondern dient auch als Garantie für eine mögliche, neu zu entwerfende Zukunft, in der „alles anders“ sein und werden kann.

Wie aus der Pistole geschossen, nein, wohl besser: wie von einem starken Windstoß angestoßen wechselt das Gedicht an dieser Stelle mit einem einzigen Wort die Richtung: „Windmühlen“ – sind es diejenigen von Don Quijote, der sein Heil in der Dichtung suchte und an der Realität scheiterte? –

verschaffen dem Gedicht Bewegung und versetzen es in eine neue Welt, auf andere „Meridiane“. Bei „Wortschein“, im Leuchten einer Sprache des Möglichen, überwindet es die Grenzen der Länder und der Zeiten, fährt durch venezianische Lagunen wie durch niederländische Grachten. Das Gedicht kann ein trunkenes Schiff ohne Ziel sein (das berühmte Gedicht *Le Bateau ivre* des französischen Symbolisten Arthur Rimbaud hat Celan ebenfalls übersetzt). Es kann gleichzeitig das Argonautenschiff der griechischen Mythologie sein, aber ohne Galionsfigur: zwar auf der Suche, wie die griechischen Helden, aber nicht nach etwas Bestimmten und Handfesten wie dem goldenen Vlies, sondern auf der Suche nach dem Unbestimmten, nach neuen Möglichkeiten: „am Heck kein Warum, am Bug kein Wohin“.

Deshalb kann uns das „Widderhorn“ mit einem weiteren Windstoß in neue Räume und Zeiten führen, diesmal in die biblische Vorzeit: Mit dem langgezogenen „Tekiah!“ des Schofars wird das jüdische Neujahr begrüßt; er mahnt zu Buße und Neubeginn. Damit kann erneut „alles anders“ werden: Götter und Menschen haben ihren je eigenen Frieden gefunden und belästigen einander nicht mehr mit falschen Ansprüchen; die Liebe zwischen Männern und Frauen hat wieder in die Betten gefunden, wo sie auch hingehört, wo die Brustknospe von innen nach außen tritt und damit die Zeit des Rückzugs nach innen beendet. Neue „Lebens“- , die gleichzeitig „Herzlinien“ sind, kann jetzt die Hand des Dichters Auguren für die Zukunft beschreiben und damit die fleischeslüsternen „Auguren“ arbeitslos machen.

Oder ist das doch nur ein Märchen? Ist gar nicht wirklich „alles anders“ geworden? Die nächsten Verse beschwören nicht mehr eine mythologische Vorwelt, sondern eine Märchenwelt mit magischen Namen. „Wie heißt es, dein Land / hinterm Berg, hinterm Jahr?“, lautet die Zauberfrage, die Dichter kennen die möglichen Antworten: Es ist das „Wintermärchen“ (sagt Shakespeare), es ist aber auch das „Sommermärchen“ (antwortet Christoph Martin Wieland); und Böhmen liegt am Meer (wird Ingeborg Bachmann wenig später ergänzen). Böhmen ist gleichzeitig das Land, in dem die reale Mutter von Paul Celan für drei magische Jahre Zuflucht in Kriegszeiten fand – ein weiterer wichtiger Knotenpunkt auf den Meridianen der „Herzlinien“. Das Märchenland kann in der Sprache überallhin wandern, sei es in den Sommer oder den Winter, in den Krieg oder in den Frieden. Und nur derjenige findet es, der, wie es bei dem frühen Goethe heißt, „nichts zu suchen“ „im Sinn“ hat; wer ein Argonaut ohne Ziel ist, eine Märchenfigur, die im Vertrauen auf ihr Glück allein die Heimat verlässt und in die weite Welt wandert: „wirf sie weg, wirf sie weg, / dann hast du sie wieder“. Die Möglichkeit zum Festhalten erwächst erst aus dem Entschluss zum Loslassen.

Genauso wandert nun auch ein Kieselstein, von Flüssen getragen, durch die Länder und Möglichkeitsräume zwischen Märchen, Mythos und Realität. Er wird dabei zum Gedenkstein auf Gräbern und erinnert dadurch nicht nur an die Toten, sondern auch an ihr Leben. Kurz taucht er in Prag auf (liegt er möglicherweise auf dem Grab Franz Kafkas?), verschwindet wieder, wird vergessen, aber dann, ganz plötzlich – „Tekiah!“ und „Windmühlen!“ – ist er wieder da: „klein ist er, weiß, / um die Ecke“. Es ist der gleiche Stein, nach dem Ossip Mandelstams erster Gedichtband (*Kamen*) benannt ist; es könnte aber auch irgendein Stein sein, der überall gleich „um die Ecke“ liegt, sei es im Märchenland Böhmen oder in „Normandie-Njemen“. Das gleichnamige französische Fliegergeschwader kämpfte im zweiten Weltkrieg auf russischer Seite gegen die Nationalsozialisten; Celan sah einen Film über diese legendäre Einheit in der Normandie zur Entstehungszeit des Gedichts. „Normandie-Njemen“ ist damit nicht nur eine Chiffre für den Widerstand gegen den Nationalsozialismus, sondern verbindet mit zwei Namen (die zudem im gleichen Anlaut ihre heimliche Verwandtschaft demonstrieren) die französische Atlantikküste mit dem weiß-russischen

Fluss und zeichnet damit einen weiteren spezifischen Meridian auf. Normandie-Njemen heißt damit ebenso: „es ist alles anders“ – die Steine wandern unterschiedslos durch Flüsse und Meere, und die alten Feinde können möglicherweise auch die neuen Freunde sein.

Das Gedicht jedoch erreicht nun mit dem Stein sein Ziel, das im dreifachen Zeigegestus kindlich und märchenhaft beschworen wird: „da, da, da“! Überall kann der Stein liegen, „hinterm Haus, vor dem Haus“. Es ist ein weißer Stein, wie die weiße Birke Mandelstams, wie der weißrussische Fluss Njemen. Er ist durchlässig für „Wasser“- wie für „Herzstrahlen“, für die Kanäle und Grachten wie für die Empfindungen des Liebenden. Und dieser weiße Stein weiß schließlich zu sagen: „Heute – es gilt“. In diesem entscheidenden Moment des Bekenntnisses treffen wir nicht nur Mandelstam, sondern auch Hölderlin wieder: „Die Ufer / hängen voll Tag“, wie in seiner *Hälfte des Lebens* die „gelben Birnen“ und „vollen Rosen“ in den See hängen, ein Zeichen der Fülle im gegenwärtigen Augenblick. Der Stein hat zu guter Letzt seinen Namen gefunden: „alba“ – das lateinische Wort für „weiß“, der Name der mythologischen Mutterstadt von Rom (*alba longa*), die Bezeichnung der Morgenröte in der italienischen und spanischen Sprache sowie, davon abgeleitet, die Bezeichnung für das „Taglied“, in dem die mittelalterlichen Troubadoure den Abschied von der Geliebten im Morgengrauen besangen. Nicht zuletzt ist „alba“ ein klangvolles Wort, dessen doppeltes „A“ ebenso im Namen „Mandelstam“ mitklingt wie von fern an die Einleitungsformel gemahnt: „es ist alles anders“. Ein Wort wie „alba“ kann exemplarische Bedeutungsfülle sprachlich geradezu sinnlich fassbar machen, so wie man einen Stein oder einen anderen bedeutenden Gegenstand „mit der Hand“ „abtasten“ kann. Es muss dazu jedoch einen langen Weg durch die Zeiten, Räume, Sprachen und Geschichten zurücklegen, der dann durch persönliche Erfahrungen, geliebte Namen, prägnante Schlüsselwörter angereichert wird: Nur so bleibt er nicht irgendein Stein „um die Ecke“, sondern wird auch für „Herzstrahlen“ durchlässig.

Das jedoch ist ein Weg, den jeder Leser für sich selbst finden muss; das Gedicht fordert ihn im allgegenwärtigen „Du“ dazu auf, seine eigenen magischen Namen, Orte und Erinnerungssteine zu finden, ohne sich diesen Weg von fleischeslüsternen „Auguren“ oder allzu zielstrebigem Galionsfiguren vorzeichnen zu lassen. Böhmen muss nicht in Böhmen liegen, die Windmühlen können auch Segel sein, an die Stelle von Hölderlin mag Rilke treten, das geheime Wort jedoch bleibt ein Geheimnis und wirft seinen schützenden Schatten – „es ist alles anders, als du es dir denkst“!

*Jutta Heinz*